Für den Sommer genau richtig: Schmal, aber gewichtig

Sie suchen noch nach Lesestoff für den Ferienkoffer oder Lektüre für den Balkon? Voilà.

Von Daniel Graf (Text) und Waaber (Bild), 28.06.2024

Folgen Merken Teilen 7 Beiträge

10 Minuten

Vorgelesen von Regula Imboden
0:00 / 15:33

Wenn die Sonne unerbittlich runterknallt, greift selbst die grösste Literatur-Enthusiastin eher zu Eiswürfeln als zum Tausendseiter. Mal ehrlich: am Strand den «Ulysses»? (Vergiss es.)

Ferienzeit ist Lesezeit – aber nicht unbedingt für die schwersten Brocken der Weltliteratur. Da trifft es sich bestens, dass das literarisch Wertvolle nicht ans Wälzerformat gebunden ist. Und das Leichte nicht ans Seichte.

Das schmale Buch kanns
nämlich auch mit Substanz.

Wir haben Ihnen ein paar heisse Tipps für den Reisekoffer zusammen-gestellt: schlanke Bände, aber gewichtige Texte. Und wenn Sie jeweils am Ende der Buchtipps nach dem Motto *hot or not* auf die Buttons drücken, gibts noch ein paar Ausblicke auf die späteren Sommerwochen dazu.

Ready? Dann erster Pitch mit Stanišić.

1

Die Idee kommt Fatih «an einem heissen Weinbergnachmittag im Juni 1994», als er in der «neuen Heimat» namens Heidelberg einen Stein in die Luft wirft. «Wartet mal kurz», sagt er und die anderen drei Jungs aus der Gang lauschen gebannt. Wie super das wäre, wenn es «einen Proberaum fürs Leben gäbe»: Du gehst rein und probierst für 10 Minuten eine mögliche Zukunft an. «Wie bei *Deichmann,* nur nicht mit Schuhen, sondern mit dem Schicksal.» Kosten pro Test: 130 Mark. «Falls dir dann gefällt, was du siehst», sagt Fatih, «kannst du es direkt einloggen» – und quasi die Zukunft buchen. Einloggen kostet 130'000. Klar, musst du erst mal zusammenkratzen, aber für eine echt gute Zukunft?

«Kann natürlich sein», sagt Fatih, als er den nächsten Stein wirft, «der Proberaum gibt dir eine Kackzukunft nach der anderen.» Und für die meisten sei das ja sogar sehr wahrscheinlich:

> «Wir vier zum Beispiel. Ausländer in Deutschland. Ja, auch du, Nico, deine Mutter ist DDR, das zählt.»

Die Unterhaltung landet irgendwann bei Sommerferienplänen, und spätestens wenn dann, ausgerechnet, der Name Helgoland fällt, sind zwei Dinge gewiss: wie elegant-beiläufig Saša Stanišić die Nöte und Sehnsüchte auch der coolen Jungs sichtbar macht. Und dass Helgoland in diesem Buch garantiert noch mal vorkommt.

Saša Stanišić verfügt im Übermass über die grösste Mangelware der deutschsprachigen Literatur: Witz. Und auch in seinem neuen Erzählband entsteht das alles ganz aus den Feinheiten der Sprache, den charakteristischen Nuancen der Sprechenden.

Die Titelgeschichte handelt von einer sich anbahnenden Romanze zwischen der Witwe Gisel und dem Witwer Herrn Leip. Und wenn erzählt wird, sind wir ganz nah bei den Gedanken von Gisel:

> «Na, ich muss dann mal wieder …», sagte Herr Leip, was bestimmt nicht stimmte. Was musste man noch in dem Alter müssen?

Und dann, wenig später:

> Das Treffen mit Johann Leip war ordentlich verlaufen. Zwischendurch hatte Gisel sich kurz gelangweilt, aber man war ja nicht Fallschirmspringen, sondern Kuchenessen.

Es ist ein menschenfreundlicher Humor, der Stanišićs gesamtes Prosawerk prägt, aber sein Witz ist in jedem Buch immer auch hochpolitisch, aufklärerisch, zeit- und geschichtsbewusst. Nicht zuletzt: Stanišić hat alle erzähltheoretischen Raffinessen parat, baut daraus aber lieber Pointen als selbstreferenzielle Grübelprosa.

Die Story, in der Saša schliesslich auf Helgoland auftaucht und seinem Autor die Leviten liest, dürfte jedenfalls Pflichtstoff in Erzählseminaren werden – und hat trotzdem beste Strandtauglichkeit. Weil sie ausserdem zeigt, dass man die schönsten Stellen der Literatur meist nicht auf zwei Zeilen nacherzählen kann: Tun Sie sich was Gutes und lesen Sie einfach diese Erzählungen. «Bitte der Reihe nach», wie es der Autor im Motto empfiehlt.

Könnte ja sein, dass ein autofiktionaler Episodenroman dabei rauskommt.

Ach so, und der Buchtitel? Dafür haben wir bei der Republik wirklich nicht den Platz.

Mehr davon!

Anderes bitte!

2

Am Anfang sind da nur seine Initialen: E. T.

Nein, kein Ausserirdischer, weiss Gott nicht, ein Phantom aber durchaus, obwohl er womöglich noch ganz in der Nähe ist, der Mensch, der auf das Leben von ihr und ihrer Familie diesen gewaltigen Einfluss hatte und von dem sie noch nicht einmal den Namen kennt.

Die Zürcher Schriftstellerin Zora del Buono war acht Monate alt, als ihr Vater 1963 bei einem Autounfall im Kanton St. Gallen ums Leben kam. E. T., der Mann, der die Frontalkollision verursacht und eine klaffende Lücke ins Familienleben der del Buonos gerissen hat, war damals 28. Und jetzt, mehr als ein halbes Jahrhundert später, treibt er weiter die Gedanken der Autorin um, die durch sein Verschulden zur Halbwaise wurde:

> Wie hat er die letzten sechzig Jahre verbracht, mit seiner Schuld? Und dann der Gedanke: Ich muss ihn suchen, ihn aufsuchen. Den Töter meines Vaters.

So beginnt dieser autofiktionale Text. Und so beginnt eine quasidetektivische Suche nach der Vergangenheit, einem Mann und einer Geschichte hinter zwei Buchstaben, eine Expedition in die Archive, ins St. Galler und ins Glarner Land und ins eigene Leben. Diese Such- und Erkundungsbewegung ist immer auch eine innere, entlang der «Liste der eigenen Deformationen».

In ihrem neuen, Anfang Juli erscheinenden Buch folgt Zora del Buono der grossen Leerstelle ihrer Familiengeschichte. Es ist zugleich sehr viel mehr als ein autobiografischer Familienroman.

Eine Geschichte über die Nachwirkungen der «Überfremdungsinitiative» zum Beispiel, deren verheerende Folgen auch sie zu spüren bekam, «das Kind mit dem italienischen Namen, dem nicht existenten italienischen Vater, geboren als *Tschinggemeitli,* später dann eingebürgert». Eine Geschichte der unerwarteten Aus- und Abfahrten, von Sackgassen und Kehrtwenden. Eine Geschichte über queere Lebensrealitäten in der Ostschweiz seit den 60er-Jahren. Eine Geschichte über Standesdünkel (von denen die Ich-Erzählerin selbst nicht ganz frei ist). Und nicht zuletzt eine Geschichte über Demenz. Weil die einst so weltläufige, wortgewandte, toughe Mutter nun meist in einer anderen Gedankenwelt lebt, sich meist nicht mehr an die Worte erinnert und auch «nicht an ihren Mann, um den sie fast ein Leben lang getrauert hat».

So ist diese schmale, intensive Erzählung so vielschichtig wie ihr Titel: «Seinetwegen».

Mehr davon!

Anderes bitte!

3

Weil Jim sich schlafend stellt und die beiden Jungs sich unbeobachtet wähnen, kriegt er alles haargenau mit. Wie sie mit den Fingern schnipsen, um zu testen, ob er auch wirklich schläft. Wie sie aus Miss Watsons Küche Kerzen klauen. Wie sie über ihn reden und dabei das N-Wort benutzen. «Psst», sagt Huck. «Ich sag dir, wir fesseln ihn», sagt Tom.

Miss Watson, Jim, Huck, Tom – natürlich, Mark Twain! Und doch ist hier alles anders als in den «Abenteuern des Huckleberry Finn».

Der US-Schriftsteller und Literaturprofessor Percival Everett erzählt in seinem Remake des amerikanischen Superklassikers konsequent aus der Perspektive des Sklaven Jim. Und obwohl er im Plot ganz nah an Twains Vorlage bleibt, verändert das natürlich alles.

So wie Jim in der Eingangsszene den Schlafenden mimt, so virtuos spielt er den Begriffsstutzigen. Schliesslich wäre nichts gefährlicher für ihn, als wenn die Weissen wüssten, wie gebildet er ist. Auch seinen Kindern gibt er Sprach- oder vielleicht besser Schauspielunterricht: Sie müssen lernen, vor ihren Herren so fehlerhaft und unbeholfen zu sprechen, wie es die Weissen von Sklaven erwarten.

Everetts Jim streitet in Gedanken mit Voltaire, Montesquieu und Locke über Sklaverei und Rassismus, über falsche und echte Gleichheitsideale. Aber sobald die Weissen mit ihm reden, aktiviert er seinen «Sklavenfilter», will heissen: Alles, was zu klug klingen könnte, ist verboten; Grammatik- und Aussprachefehler unbedingt erlaubt. Wer dieses Spiel (und die damit verbundene Herr-Knecht-Dialektik) beherrscht, ist nicht nur Spieler, sondern auch Zuschauer: Er hat die vermeintlich Übermächtigen schonungslos im Blick.

Es ist ein kraftvoller Effekt, den Everett aus diesem Kunstgriff zieht. Weil wir durch Jims Blick immer schon die ganze Falschheit, die Anmassung und Hybris, aber auch die eklatante Blindheit, Ignoranz und Lächerlichkeit der weissen Sklavenhalter im Auge haben, noch bevor sie ihre Herrenmenschen-Attitüde mit dem nächsten niederträchtigen Einfall ausleben.

Everett lässt Jim und Huck gemeinsam vor dem Lynchmob beziehungsweise vor dem gewalttätigen Vater fliehen – wie bei Twain. Und er gibt ihrer besonderen Komplizenschaft einen eigenen Twist. Vor allem aber gibt er Jim einen Stift, Papier, einen Stapel Bücherfunde und einen neuen Namen: James.

So ist diese von Nikolaus Stingl souverän ins Deutsche gebrachte Neuschreibung des Twain-Klassikers auch eine emphatische Liebeserklärung ans Lesen und Schreiben. An die aufklärerische Kraft der Gedankenfreiheit. Und an das Buch als Boost der Emanzipation.

Mehr davon!

Anderes bitte!

4

Der Nahostkrieg wird auch von einem erbitterten Kampf der Meinungen begleitet. In den Debattenarenen, analog wie digital, sind pauschale Parteinahmen, undifferenziertes Lagerdenken und ein höchst selektives Verständnis von Solidarität seit Monaten an der Tagesordnung. Vielerorts scheint eine Verständigung gar nicht mehr denkbar, und je nachdem, wo man hinschaut, kann der Eindruck entstehen, es gäbe da bloss noch Verhärtung und Einseitigkeit in die eine oder andere Richtung. Nur: Das ist selbst ein einseitiges Bild.

In Wirklichkeit gab und gibt es in allen Phasen dieses Krieges Texte und Statements von Menschen, die sich weigern, ihre Empathiegrenze entlang von geografischen Linien, Ethnien, Nationalitäten oder Religionszugehörigkeiten zu ziehen (zum Beispiel hier, hier, hier oder hier; hier, hier oder hier). Das immunisiert ihre Texte nicht gegen Kritik (und soll es nicht). Aber es hält den Raum eines echten, mit Omri Boehm: eines «radikalen Universalismus» offen.

Aus diesem Geist ist auch der Sammelband «Trotzdem sprechen» entstanden: vielstimmig, doch getragen von dem gemeinsamen Ziel, die «Logik der Verhärtung zu stoppen», wie es im Vorwort heisst.

16 Essays und ein Gespräch enthält der Band und versammelt die Perspektiven von Forschenden und Schreibenden unterschiedlicher Herkünfte und familiärer Backgrounds, allesamt jedoch Stimmen der deutschsprachigen Öffentlichkeit.

Am Dialog festhalten, den eigenen Schmerz und den der anderen mitteilen, begreifen und anerkennen, das ist die Basis dieses Buches, die zu anderen Zeiten und in anderen Kontexten womöglich als wenig ambitioniert erschienen wäre. Jetzt nennt sie der Verlag «die greifbarste Utopie unserer Tage».

Mitherausgeberin Lena Gorelik beschreibt eindringlich die Schwierigkeiten des Sprechens, schon im Privaten: «Erst ist da die Angst, Menschen zu verlieren, weil sie Dinge sagen könnten, die ein Ende von Austauschbereitschaft signalisieren, dann ist die Angst, selbst etwas Falsches zu sagen. Jedes Wort könnte umgedreht, angerechnet, entzogen werden, es könnte ein Ende bedeuten.» Und doch gilt es, *trotzdem* zu sprechen: vom Terror der Hamas, vom Horror in Gaza, vom Rechtsruck der europäischen Gesellschaften, wo die Populistinnen und Extremisten einmal mehr den Hass schüren und die Minderheiten gegeneinander ausspielen.

«Wenn die universelle Haltung wirklich ernst gemeint ist», sagt Sasha Marianna Salzmann im Gespräch am Ende des Bandes mit Blick auf die hiesige Gesellschaft, «dann müssen wir uns alle gegenseitig schützen. Antisemitismus kann man nicht abschieben. Rassismus auch nicht.» Man muss beides bekämpfen. Gemeinsam.

Mehr davon!

Anderes bitte!

Weiterlesen

So, das war jetzt doch wieder viel lastende Gegenwart. Aber es ist halt, wie es ist. Und der Büchersommer hält noch jede Menge anderes bereit. Die «Love Letters» von Virginia Woolf und Vita Sackville-West zum Beispiel. Oder eine feministische Hommage an Sappho in Romanform, mit der Selby Wynn Schwartz für den renommierten Booker Prize nominiert war.

Die Zürcher Autorin und Übersetzerin Annette Hug hat indes eine Auswahl von Gedichten der philippinischen Autorin Luna Sicat Cleto übertragen – höchstwahrscheinlich die erste umfangreiche literarische Übersetzung vom Tagalog ins Deutsche überhaupt. Und eine exzellente Gelegenheit, sich schon einmal auf 2025 einzustimmen, wenn die Philippinen Gastland auf der Frankfurter Buchmesse sein werden. Der zweisprachige Band «Offenes Meer» ist also eine echte Entdeckung.

Unbedingt empfohlen sei auch die Anthologie ukrainischer Lyrik «Den Krieg übersetzen», in der Sie unter anderem den Gedichten von Iryna Tsilyk und von Victoria Amelina wiederbegegnen werden. Und Jil Erdmann hat in ihrer Edition «sechsundzwanzig» gemeinsam mit Lena Käsermann eine Sammlung zum Thema Mutterschaft zusammengestellt – mit Texten Schweizer Autorinnen von den 70ern bis heute und dem schönen Titel «Unter Umständen».

Unter Umständen was dabei? Sonst stöbern Sie doch noch mal hier!

Zum Bild in diesem Beitrag

Als Sie dieses Foto gesehen haben, hatten Sie womöglich ein Aha-Erlebnis. Ist das nicht … ? Ja, die Figur ist vom Animations- und Knetkünstler Rich Webber

Alles lesen

Zu den Büchern

Saša Stanišić: «Möchte die Witwe angesprochen werden, platziert sie auf dem Grab die Giesskanne mit dem Ausguss nach vorne». Luchterhand, München 2024. 256 Seiten, ca. 34 Franken.

Zora del Buono: «Seinetwegen». Roman. C. H. Beck, München 2024. 204 Seiten, ca. 35 Franken.

Percival Everett: «James». Roman. Aus dem Englischen von Nikolaus Stingl. Hanser, München 2024. 336 Seiten, ca. 37 Franken.

Lena Gorelik, Miryam Schellbach, Mirjam Zadoff (Hrsg.): «Trotzdem sprechen». Ullstein, Berlin 2024. 224 Seiten, ca. 35 Franken.

PDF Folgen Merken Teilen Reden Sie mit: 7 Dialog-Beiträge

Von der Redaktion für Sie empfohlen:

Leichtes statt Seichtes

Sie brauchen noch Lesestoff für die Ferien – schmal, gut lesbar, aber mit Niveau? Wir hätten da ein paar Tipps.

Von Daniel Graf, 14.07.2023

8' 31

Frischer Wind im Literaturfrühling

Diese Saison bringt aufregende Debüts. Drei neue Stimmen aus der Schweiz zeigen, was Literatur kann.

Von Nina Hurni, 23.04.2024

15' 5

Radikal poetisch

Kae Tempest ist eine Ausnahmeerscheinung in der zeitgenössischen Literatur- und Musikszene. Versuch der Annäherung an eine Person, die ihr Leben konsequent ihrer Kunst widmet.

Von Anja Nora Schulthess, 06.01.2023

18' 8